

Cezar Paul Bădescu

Ein bisschen Sex, ein bisschen Geheimnis

Es ist mir schon einmal geschehen, dass ein Mädchen einfach so, auf unerklärliche Weise aus meinem Leben verschwunden ist. Ich war etwa siebzehn, und es hatte sich gewiss um eine Liebesgeschichte gehandelt. Im Unterschied zum Verschwinden von Aurora war jenes von Ioana sehr viel weniger geheimnisvoll, und obwohl es mir damals ziemlich absurd vorkam, hatte es in Wirklichkeit eine sehr viel irdischere Erklärung.

Ich habe Ioana in einer Art Club kennen gelernt. Es war zur Ceaușescu-Zeit, und in einem Gebäude, in dem es noch ein Kino und das örtliche Büro für Jugendtourismus gab, fanden allerlei Aktivitäten statt: der Volkstanz-Zirkel, der Go-Zirkel, Schach und Modellflug. In dieser, der Entfaltung junger Talente förderlichen Umgebung, veranstaltete ein Ingenieur, Biță, einmal wöchentlich etwas, das »musikalischer Abend« genannt wurde. Der Mensch war begabt, hatte Verwandte im Ausland, eine Unmenge LPs und eine ganze Bibliothek voller Tonbänder. Man hörte »gute Musik«, also: Jethro Tull, Pink Floyd, Santana, Van der Graaf Generator, Deep Purple, Robert Fripp, Emerson, Lake & Palmer, Led Zeppelin, Rush, Black Sabbath, Jimi Hendrix usw. usw. Ab und zu legte Biță ankündigungsgelöst etwas von den Phoenix auf – eine Geste größtmöglicher Dissidenz –, und da wussten wir alle, was »lass, lass, lass und lass das Haus zum Teufel gehn« zu bedeuten hatte, ebenso wie »Herr im schwarzen Kragen, wie ein Leichenwagen« (nämlich die Auswanderung und Ceaușescu). Einmal, während solch ein verbotenes Musikstück lief, kam der Genosse Direktor des Hauses, holte Biță zu sich und wusch ihm gehörig den Kopf; da kehrte er reumütig zurück und tauschte schnell die Phoenix gegen etwas Seichtes in der Art von Queen.

Nun gut, bei solch einer Aktivität der Werktätigen habe ich Ioana kennen gelernt. Sie war Bukaresterin und nach Pitești zur Schwester eines Freundes von Biță gekommen. Sie hatte das Tonitza-Gymnasium beendet und an der Kunsthochschule Aufnahmeprüfung gemacht, wo sie selbstverständlich nicht angenommen worden war (selbstverständlich deshalb, weil man dort »nicht aufgrund seiner Leistungen angenommen wird, es gibt bloß vier Studienplätze pro Jahr, und wenn du keine Beziehungen hast, nicht das Kind irgendeines großen Tiers oder eines Professors bist oder nicht mit einem von denen dort schläfst, kannst du das Grigorescu-Institut vergessen!«).

Im Untergeschoss des Gebäudes gab es eine Bar, in der man rauchen und ein absolut unveränderliches »Gedeck« zu sich nehmen konnte: Cuic forever* und Brifcor** (es wurde nicht bedient, man kaufte den Cuic bei einer Frau, die eigentlich Putzfrau war, und setzte sich an ein Tischchen, um ihn runterzukippen). Auf den Cuic aber kam es gar nicht an – Hauptsache man konnte rauchen und mit den anderen reden. Wenn Biță eine etwas blödere Band auflegte, etwa

* Cuic forever, verballhornter Name eines Fruchtsafts.

** Brifcor, ein sozialistisches Colagetränk.

Nazareth oder Electric Light Orchestra, gingen wir hinunter in die Bar und hatten etwa 45 Minuten Zeit – so lange die Musik eben dauerte. Nun gut, als ich Ioana kennenlernte, bin ich bestimmt länger als 45 Minuten unten geblieben, eigentlich bin ich bis zum Ende des Programms geblieben, als die Frau mit trägen Bewegungen ihren Kittel auszog, ihn hinter dem Tresen an einen Haken hing, die Pantoffeln aus- und die Straßenschuhe anzog.

Die ganze Zeit über diskutierten wir intellektuelles Zeug, über den Selbstmord, den Mythos von Sysiphos, Camus, Cioran usw. Das war mein Gebiet, und ich hab das Mädchen verblüfft. Sie war sehr erstaunt, dass sie in Pitești jemanden hatte treffen können, der über diese Dinge sprach. Übrigens war die Verblüffung beidseitig. Es stimmte schon, ich hatte in Pitești auch noch niemanden getroffen, mit dem ich über Cioran hätte diskutieren können, über Existenzangst und die Absurdität des Lebens (was allerdings nicht heißt, dass es diese Exemplare nicht gab, sondern bloß, dass ich keinerlei Beziehungen zu dem hatte, was man so die »literarisch-künstlerischen Kreise« nennt); ich diskutierte mit Preotu, den aber hatte ich mir selber zu diesem Zwecke herangezogen. Schau an, nun also finde ich plötzlich jemanden, mit dem ich über die kulturell-akmeischen Ideen, die mich aufwühlten, reden konnte, und dazu war es noch eine Frau. Natürlich hat mich die ganze Sache umgeworfen!

Am nächsten Tag haben wir uns schon morgens wieder getroffen. Wir hatten uns eigentlich verabredet, um in eine Ausstellung zu gehen. (»Was gibt es denn so für Ausstellungen hier bei euch? Ich würde gerne sehen, was die Künstler hier so machen ...«) Es gab gerade eine Gruppenausstellung, in der irgendwelche ortsansässige Maler ihre Produktion zeigten. Ich führte sie hin, aber an jenem Tag war die Ausstellung geschlossen. Danach sind wir noch spazieren gegangen, haben allerhand gescheite Dinge besprochen, und beim Abschied hat sie mir das Versprechen abgenommen, dass ich mir die Ausstellung am nächsten Tag ansehen und ihr darüber schreiben würde. Selbstverständlich tauschten wir unsere Adressen und Telefonnummern aus.

Pünktlich zum Zeitpunkt der Eröffnung stand ich am nächsten Tag mit einem Notizblock in der Hand vor der Tür der Ausstellung. Ich notierte mir jeden Bildtitel, das Format und die Technik, in der es gemalt war. Außerdem noch, was die Bilder zeigten: »ein Pferdekopf auf einem Sockel«, »ein leerer Strand«, »ein wirres Linienknäuel« usw. Zu Hause angekommen, zog ich einige Bücher des Kunstverlags Meridiane aus der Bibliothek und begann, über Malerei nachzulesen: die Malerei der Renaissance, Degas, byzantinische Malerei usw. Meine Studien und das Verfassen des kritischen Ausstellungsbriefes nahmen eine Woche in Anspruch. Ich nahm mir jedes einzelne Bild vor und schrieb alles auf, was mir durch den Kopf ging, dabei war ich überzeugt, ausschließlich wesentliche Dinge mitzuteilen. Ich, der ich davor noch kaum eine Ausstellung besucht hatte ... Ich schickte ihr den Brief, und bis ich sie zu mir nach Hause einlud, hatte ich keinen Kontakt mehr zu ihr aufgenommen.

Wie ich sie eingeladen habe? Etwa zwei bis drei Wochen darauf beschlossen meine Eltern, zu einem Weekend auf dem Lande aufzubrechen. Ich zickte herum: dass ich viel zu lernen hätte, dass ich nicht mitkommen könne; also wurde mir die Gunst gewährt, alleine zu Hause zu bleiben. Ich wusste, was ich zu tun hatte, also rief ich, noch bevor die Meinigen abgereist waren, Ioana an und sagte ihr, sie möge am nächsten Tag zu mir kommen. Sie akzeptierte ohne längeres Nachdenken.

Von der Abreise meiner Eltern bis zu ihrer Ankunft blieben mir etwa zwei Stunden, in denen ich die Wohnung aufräumte und die Sachen wegpackte, die dem Gesamteindruck abträglich waren (einen verrosteten Topf aus dem Bad und ein paar unappetitlich aussehende Dunstgläser, die unter der Küchenspüle standen, sowie die Flasche meiner Mutter mit Wasserstoffperoxyd aus der Gästetoilette usw. stellte ich in den Balkonschrank; auf einem Blatt Papier notierte ich mir genauestens, wo jeder einzelne weggeschaffte Gegenstand gestanden hatte, um sie danach, damit meine Eltern keinen Verdacht schöpften, wieder an ihren angestammten Ort zurückbringen zu können).

Vom Bahnhof bis nach Hause haben wir erst einmal angeregt palavert (was wir in der letzten Zeit so gemacht hatten, wo meine Eltern waren, wann sie zurückkehren wollten, welchen Unsinn meine Biologielehrerin von sich gegeben hatte) und dann das größte Stück des Weges geschwiegen. Zu Hause angekommen, habe ich eine gedämpfte Musik aufgelegt, ein bisschen was Langsames (ich glaube, es waren die Eagles), und mit ihr über die Ausstellung zu diskutieren begonnen. Ich habe so ziemlich das gleiche wiederholt, was ich im Brief geschrieben hatte, denn etwas anderes wusste ich nicht. Dann plötzlich, ohne jede Beziehung zu unserem Gespräch, fasste ich mir ein Herz und sagte: »Dieses Lied ist stark. Möchtest du nicht tanzen?« Sie ging darauf ein, ohne ein Wort zu sagen, und wir begannen, umarmt von einem Bein aufs andere zu treten. Es dauerte noch ein Weilchen, bis ich sie zu küssen begann, doch als der Anfang gemacht war, hab ich sie nur noch abgeschmatzt. Dass wir dabei den Rhythmus verloren, störte uns überhaupt nicht, wir wiegten uns, der Trägheit folgend, weiter. Als das Musikstück zu Ende war, fragte ich sie zärtlich: »Soll ich das Bett machen?« Es war etwa fünf Uhr am Nachmittag und noch keine Spur abendlich. Sie stimmte zu, und ich zog die gebügelte Bettwäsche hervor (ich hatte sie vorher gewechselt), also klappte ich das Sofa auf, breitete sorgfältig das Leintuch aus, legte Kissen und Decke darauf. Während ich das Bett machte und ihr den Rücken zuehrte, zog Ioana sich aus, und als ich fertig war, huschte sie, in Unterhemd und Höschen, unter die Decke. Die Situation war ein bisschen peinlich. All die tote Zeit, in der wir uns auf die große Sache vorbereitet hatten ... Auch ich zog mich bis auf die Unterhose aus und schlüpfte zu ihr. Bevor ich ins Bett stieg – sie schaute mir dabei zu – achtete ich darauf, den Bauch einzuziehen und die Brust hervorzuwölben. (Unter der Decke machte ich mir diese Mühe nicht mehr.) Wir begannen, uns zu küssen, und in einem bestimmten Augenblick spürte ich, wie ihre Beine meine berührten. Das machte mich schier wahnsinnig. Zum ersten Mal schlangen sich zarte Beine mit feiner Haut um meine Beine. Im Kontrast dazu empfand ich meine Beine als extrem behaart (obwohl es in Wirklichkeit nicht so war), was dazu führte, dass ich mich als sehr männlich empfand. Ich öffnete die Knöpfe an ihrem karierten Hemdchen, und sie legte es ab. Auch zog sie sich selbst unter der Decke das Höschen aus. Ich machte das gleiche. Es war keine große Philosophie, in sie einzudringen, aber da ich nun einmal dort angelangt war, verharrte ich reglos, wusste nicht, was nun zu tun war.

Was für eine idiotische Wendung »in sie einzudringen«, als wäre ich ganz und gar in sie hineingeschlüpft, wie in der Geschichte mit der riesigen Frau aus »Tausend und eine Nacht«. Aber gibt es etwa glücklichere Ausdrucksmöglichkeiten? »Sie durchdringen« klingt noch lächerlicher (schon sehe ich mich mit

dem Finger an der Stirne, wie ich die Wahrheiten dieser Welt durchdringe). Das wissenschaftliche Vokabular der Art »mein Penis penetrierte ihre Vagina« kommt mir noch vulgärer vor als selbst das »ich steckte meinen Schwanz in sie«. Wobei »ich steckte meinen Schwanz in sie« keinerlei Beziehung zu der Situation hat, in der ich mich damals befand, dazu, was ich damals dachte. Es stimmt schon: die rumänische Sprache hat, zumindest im Hinblick auf die Begrifflichkeit, die mit Sex zu tun hat, erhebliche Lücken.

Doch zurück zum Geschehen. Ich befand mich bei dem Augenblick unmittelbar nach dem Eindringen, der Penetration, dem Reinstecken. Als ich stocksteif dalag und nicht wusste, was zu tun sei. Ich stellte mir vor, dies sei alles gewesen. Nach einigen Sekunden begann sie, sich zu bewegen, und ich begriff sofort, wie das Ding lief, und machte das gleiche. Die Sache war tatsächlich ganz turbomäßig. Viel toller, als alle Masturbationstechniken, die ich bis dahin ausprobiert hatte (die einfallsreicheren davon: mit dem Loch in der Steppdecke, mit der Dusche, der Milchflasche – das mit der Milchflasche war nun wirklich nichts Ausgefallenes, zumal ich nur die Spitze reinkriegte). Alles war ok, bis ich so weit war und ejakulierte. Schon bei der ersten Anspannung spürte ich, wie etwas an mir riss. Mir schien sogar, als hätte ich das Reißen gehört, und wenn ich es nicht gehört hatte, so war es jedenfalls zu spüren gewesen. Es tat mir überhaupt nicht weh, doch obwohl ich mich in den Armen der Ekstase befand, hat mich die Sache einigermaßen beunruhigt. Als wir fertig waren, hab ich ganz schnell die Unterhose übergestreift, bin unter der Decke hervorgeschlüpft und schnurstracks ins Bad. Dort sah ich meinen blutigen Pimmel, und vom Magen her stieg mir eine Übelkeit hoch. Hinzu kam, dass es beim Pinkeln schrecklich juckte. Ganz zu schweigen davon, wie es brannte, als ich ihn zu waschen versuchte. Scheiße! Ich hatte es verkackt! Ich hatte zwar mal was vom »Reißen des Fädchens« gehört, aber das konnte mich nun überhaupt nicht beruhigen. Wenn du deinen Pimmel zerfetzt siehst, musst du schließlich den Verstand verlieren! Außerdem war damit klar, dass ich es an diesem Abend nicht noch einmal machen konnte. Was sollte ich ihr bloß sagen?

Ich ging ins Zimmer zurück; sie war ebenfalls im Bad (im anderen natürlich). Während ich auf sie wartete, entdeckte ich ein weiteres Unglück. Wir hatten vergessen zu verhüten. Dabei dachte ich nicht an den Schutz vor einer Geschlechtskrankheit, sondern an den vor einer Schwangerschaft. Lange davor hatte ich in Erwartung der großen Sache eine ganze Materialschlacht mit »empfangnisverhütenden Mitteln« veranstaltet. Ich besaß eine braune Pille, die ich für schweres Geld von einem Kollegen gekauft hatte; gewiss, ich wusste nicht, ob man sie einnehmen oder gleich dort hineinstecken musste, doch im Fall des Falles, so meinte ich, würde ich sie der Frau geben, damit diese sie mit ein bisschen Wasser schluckt, und dann würde ich eine Weile warten – einmal ins Blut gelangt, müßte sie gewiss auch im Fötzchen ankommen! Dann besaß ich etliche unterschiedliche Präservative; die einen hatte ich von irgendwelchen Polen während eines Ausflugs in die Nordmoldau gekauft, die anderen von Schulkollegen. Tatsächlich aber hatte ich gar nicht mehr so viele Präservative, denn ich hatte sie zu benutzen begonnen, wenn ich mich selbst befriedigte. Es war eine feine Sache, es mit dem Zwischenhäutchen überm Pimmel zu machen, vor allem, weil man daran dachte, wie es erst sein würde, wenn man es wirklich machte. In meinem Schülersakko, im Futter, einer Stelle, die ich durch das Loch

in der Tasche erreichte, hatte ich schon lange einen »Protex«-Präservativ »für alle Fälle«, dessen Verpackung schon ziemlich zerknautscht war. Wie auch immer, ich war sehr vorausschauend. Wie aber konnte es dann geschehen, dass ich gerade in dem Augenblick, auf den ich mich mit einer solchen Logistik vorbereitet hatte, darauf vergaß? Wenn die Typin nun schwanger war? Ich war geliefert!

Eben bei diesen Gedanken tauchte nun auch Ioana mit verhagelter Miene wieder auf und sagte: »Es ist ein Unglück geschehen.« »Was, bist du tatsächlich schwanger?« brach es aus mir hervor. »Was soll das heißen, schwanger?« »Na wenn du schwanger bist, sind wir beide erledigt!« Sie fing sich aber sofort wieder und marschierte ganz sachlich lächelnd drauflos: »Und wenn ich schwanger bin, was dann?« »Wie, einfach so, beim ersten Mal? Herrgott noch mal, welch ein Glück!«

Und so ging es noch eine ganze Weile weiter, bis sie sagte, sie hätte mich nicht für dermaßen feige gehalten. Der Gnadenstoß. Ich, der ich mich endlich als Mann gefühlt hatte, der ich eben mit einer Frau im Bett war, in der eigenen Wohnung, ohne mich vor irgend jemandem zu fürchten, so als wäre ich der Hausherr, der Mann, Gemahl, Vater, sieh an, ich wurde für feige gehalten.

»Aber worin besteht dann das Unglück?« fragte ich weich. Das Unglück war, dass wir uns nun nicht noch einmal lieben konnten, weil sie ihre Tage bekommen hatte. Das glaubte sie, aber es war nicht ihr Blut, sondern meines. Ich aber habe mich gefreut, dass ich keine weitere Demütigung zu erdulden hatte, ihr etwa hätte sagen müssen, dass mein Fädchen gerissen war, und habe sie die Sache mit dem Zyklus glauben lassen. Wir konnten es ohnehin nicht mehr machen, was spielte es da für eine Rolle, welches die Ursache war?

Schließlich verging auch die peinliche Phase und wir nahmen das Abendessen ein als wären wir Gattin und Gemahl, hörten Musik und kuschelten. Meine Hemmungen hatten sich gelegt, also sagte ich, als sie mich fragte, wie ich es diesmal gefunden hätte, besser oder schlechter als mit den anderen Frauen davor (nanu: »Frauen« nicht »Mädchen« – was mir in meinem Inneren wieder den Kamm schwellen ließ), da sagte ich also ohne mir was zu vergeben, dass es bei mir das erste Mal gewesen sei. »Wie? Tatsächlich?... Und wie hast du es bis heute ausgehalten, ohne?« Wie ich es ausgehalten habe? Ich hab eben mit Handbetrieb überlebt, so hab ich es ausgehalten. Selbstverständlich habe ich ihr nicht geantwortet und es als rhetorische Frage stehen lassen. Dann sagte sie mir, sie habe es schon vor längerer Zeit begonnen und es mit ihrem letzten Freund Radu beispielsweise so oft gemacht, wie sie Lust dazu hatte. Aber seit einem Monat sei sie nicht mehr mit ihm zusammen ...

Mit Radu sollte ich nach zwei Stunden wieder Bekanntschaft machen, als ich mich nach einer weiteren Kussrunde wieder erregt hatte, und sie, da sie immer noch glaubte, ihre Tage bekommen zu haben, zu mir sagte: »Beherrsche dich, Radu, ich hab dir doch gesagt, dass wir heute nicht mehr Liebe machen können.«

Am nächsten Morgen stieg Ioana in den Zug nach Bukarest; meine Eltern sollten gegen mittag wieder zurück sein.

Ich sah sie etwa nach einem Monat wieder, als ich mit der Schulklasse einen Ausflug nach Gura Diham machte und auch sie dazu eingeladen hatte. In der Berghütte nahm ich ein Zimmer zusammen mit Preotu, während sie sich das Zimmer mit einer unserer Klassenkameradinnen teilte, einer Isabell, die mein

Freund in den Pausen begrabschte und der er die Hand ins Höschen steckte, wenn wir uns im Chemiesaal erzieherische Filme ansehen mussten. Selbstverständlich haben wir sofort nach dem Einzug eine Rochade vorgenommen. Ioana zu mir, Preotu zu Isabell.

Der große Augenblick war gekommen. Nun würde ich eine ganze Nacht lang Mann sein, nichts mehr, das einem in den Weg geraten könnte! Schon zu Hause hatte ich darauf geachtet und meine beste Unterhose angezogen ... Wir drückten uns im Zimmer herum, sprachen verliebt miteinander und rauchten lässig (ich hatte die Tür zugeschlossen, es konnte uns niemand stören). Wir hatten die ganze Nacht vor uns, kein Grund zur Eile. Nach etwas über einer Stunde freien Programms beschlossen wir, dass es Zeit sei, ins Bett zu gehen – obwohl es noch recht früh war; aber uns stand der Sinn nicht nach Schlafen, selbstverständlich nicht, die Gedanken ... Diesmal behielten wir beide die Unterhemden und Höschen an und stiegen ins Bett (es sieht so aus, als sei dies die Uniform für solche Gelegenheiten gewesen, und ich habe mich dem angepasst). Dort ging es dann natürlich los mit dem Geküsse! Und während wir uns etwas feuriger küssten, merkte ich in einem Moment des Atemholens plötzlich, dass es auf dem Flur eine unbeschreibliche Unruhe gab. Knallende Türen, Wortwechsel, Gelächter und immer mal wieder die Stimme des Klassenlehrers, der ab und zu heraus kam und die Dinge regelte. Was soll's! Die Tür ist verschlossen, das Licht gelöscht – damit uns der Feind nicht aufspürt –, wir sind hier zusammen, und sie sind dort. Und ich werde in dieser Nacht ein richtiger Mann sein. Sie aber waren dort, und irgendwann begann eine Initiativgruppe (wahrscheinlich bestand sie aus Romică, Zarzără und ihresgleichen), an unserer Tür wie auf der Schipiste zu skandieren: Hepp! Hepp! Hepp! Hepp! – und dies von Mal zu Mal schneller. Auch hier hat der Klassenlehrer die allgemeine Euphorie beendet. Hol' sie der Teufel! Ich werde ein Mann sein, und sie werden sich damit begnügen müssen, in einigem Abstand die Galerie zu bilden. Und auf zu einer neuen Kussrunde.

Das Problem war jedoch, dass, obwohl ich alles so machen wollte, wie es im Buche steht (in welchem Buch steht denn schon so etwas?), mir die Lust so ziemlich abhanden gekommen war. Und das Ergebnis dessen war, dass sich mein Strollermann beim Küssen zwar stattlich erhoben hatte, aber wenn ich zur Sache kommen wollte und auf sie stieg, verwandelte sich mein Ding unmittelbar in ein schwächtiges und hilfloses Schwänzchen. Also rollte ich mich wieder herunter und ging zur nächsten Kussphase über. Und wieder glaubte ich, die Dinge würden sich richten, und wieder hatte ich nach ein paar Sekunden dicke Lippen und ein schlappes Schwänzchen. Was rede ich da von dicken Lippen? Von all dem Geknutsche und Geschlecke hatte ich wahrscheinlich richtiggehend angeschwollene Lippen, schon spürte ich sie nicht mehr. Ich will mich kurz fassen: auch diesmal hatte ich es vergeigt. Sie küsste mich von Mal zu Mal inniger und heißer, offenbar begriff sie nicht, was geschah. Schluss jetzt! Lass uns schlafen!

Nun erst merke ich, dass ich nichts darüber gesagt habe, wie Ioana aussah. Ich hätte sie ausführlich beschreiben müssen, hätte bei ihren Haaren verweilen müssen, dem Goldschimmer ihrer Haut oder dem Flaum an ihren Beinen (sie enthaarte ihre Beine nicht, hatte so etwas nicht nötig). Und immerhin hätte ich auch mitteilen müssen, ob sie dick, dünn, gedrungen, blond, brünett etc. war.

Was hätte es letztlich für einen Sinn, wenn ich mich nun poetischen Ausschweifungen über den Schwung ihres Wimpernbogens hingäbe, über die feste Rundung ihrer Brüste oder ihren zierlichen Mädchenschritt? Ihr könnt sie ja doch nicht sehen. Versuchte man, die Frauen aus den Elementen nachzubilden, die einem von jenen angeboten werden, die sie »besingen«, so käme man zu monströsen Ergebnissen: ein langer Schwanenhals, volles, wie die Nacht schwarzes Haar, zwei tiefdunkle Lippen, die irgendwo zwischen Haar und Hals schweben, dazu ein marmorharter Busen und eine zierliche Wade. Wie sollte man ein solches Objekt lieben können?

Nun gut, ich werde bloß das sagen: Ioana sah sehr gut aus, aber tatsächlich SEHR gut. Und dies erscheint mir als ausreichend.

Aber obwohl sie gut aussah und kein »solches Objekt« war, konnte ich, verflüxt noch mal, sie nicht lieben.

Wir schliefen ein, ohne uns noch ein Wort zu sagen. Beide in Unterhemden und Höschen, so wie wir ins Bett gegangen waren. Ich hatte ein elegantes weißes Unterhemd aus Popeline an. Es klebte mir schweißnass am Rücken (zum einen wegen meiner Herkulesarbeit, andererseits aufgrund der unerträglichen Hitze, die der Kachelofen abstrahlte). Am Morgen, als ich aufwachte, klebte es mir noch immer am Rücken, nun aber war es eiskalt. Ich hatte das Totenhemd an, wie es so schön heißt. Die Idioten hatten die Gaszufuhr abgestellt, und im Zimmer war eine Kälte, dass einem die Zähne klapperten. Warum noch drumherumreden – so gegen Abend hatte ich bereits 42 Grad Fieber. Dies merkte ich, als ich zu Hause angekommen war und es gemessen hatte. Während der Heimfahrt im Bus packte mich ein schrecklicher Schüttelfrost, der in einen herrlichen Fieberkrampf mündete, den ersten meines Lebens: zuerst versteiften sich meine Finger, ich hatte das, was man in der Medizinersprache »Hebammenhände« nennt, dann die Arme in ganzer Länge und schließlich die Beine. Ich wusste nicht, was das war und kriegte einen gewaltigen Schreck. Ioana bot mir eine Vitamin-A-Tablette an, damit ich zu Kräften käme. Der Klassenlehrer, der vorne auf dem Reiseleitersitz saß, war überzeugt, ich hätte zu viel getrunken.

Es folgten einige Wochen zu Hause, mit Lungenentzündung und hohem Fieber. Nun las ich, jedesmal in den Abschnitten, in denen mein Verstand ein bisschen klarer war, den Band mit Sartres Stücken. Die Hölle, heißt es dort, sind die Anderen. So wird es sein, wenn Herr Sartre das so sagt. Bloß dass für mich die Hölle in der Bravheit und Unschuld meines Schwänzchens steckte. Dieses hatte es vorgezogen, brav zu sein, an seinem Platz zu verharren und sich nicht ins Gewühle zu stürzen, unter die Erwachsenen, die Unsinn treiben.

Auch als ich aus der Krankheit wieder hervorgetaucht war, und Ioana in Bukarest besuchte (die Meinen hatten mir die Gunst nicht verweigert, mich ziehen zu lassen; ich hatte ja so sehr gelitten! verlangten mir keine Erklärungen ab), zog ich es vor, brav zu bleiben. In Bukarest besichtigte ich die Wohnung, in der Ioana mit ihren Eltern lebte; sie war voller Antiquitäten, Gemälde, alter Waffen (worüber ich bass erstaunt war); dann gingen wir in eine kleine Garconniere, die ihren Eltern gehörte, jedoch an eine Wirtschaftsstudentin untervermietet war. Wir trafen die Studentin an. Sie saß in der Küche und hatte sämtliche Heizmöglichkeiten eingeschaltet, um ein bisschen Wärme zu erzeugen, dabei las sie in einer Vorlesungsmitschrift. Wir wechselten ein paar Worte mit ihr, worauf Ioana ihr sagte, dass wir uns nun ins Schlafzimmer zurückzögen. Die Studen-

tin lächelte uns einverständlich zu und versenkte ihren Blick wieder in die Blätter, die vor ihr lagen. Offenbar war es nicht das erste Mal, dass sie es mit solch einer Situation zu tun hatte.

So weit so gut, bloß herrschte im Schlafzimmer eine unbeschreibliche Kälte. Vielleicht versuche ich nun bloß, mich für meine Leistungsunfähigkeit zu entschuldigen. Wahrscheinlich hätte es ein wirklicher Mann auch bei 20 Grad unter Null gemacht. (Lass gut sein, ich war auch bei der erdrückenden Hitze in der Berghütte nicht dazu fähig!) Wie auch immer, Tatsache ist, dass ich zu dem Zeitpunkt keinerlei mildernde Umstände gelten ließ. Und mich schlicht und einfach für unabänderlich impotent hielt, was mich danach noch lange umtrieb (etwas über ein Jahr), bis ich die glückliche Gelegenheit bekam, mir das Gegenteil zu beweisen.

Danach bin ich mit Ioana zum Bahnhof gefahren, um den Zug nach Hause zu nehmen, und während wir auf die Abfahrt warteten, saßen wir noch etwa eine halbe Stunde im Bahnhofspark auf einer Bank neben den Säufern, Bettlern und etlichen Bauern, die sich in die Hände hauchten, die Flaschen kreisen ließen und ab und zu von einer ausgebreiteten Zeitung sich ein Stück Speck nahmen. Es war eine höllische halbe Stunde (die Hölle, ja) und zwar nicht weil es schrecklich kalt war oder weil wir von jener Fauna umgeben waren, die ich eigentlich gar nicht sah. Es war eine halbe Stunde, in der wir ununterbrochen schwiegen und auf die Uhr starrten.

Trotzdem, in meiner Unwissenheit glaubte ich, dass die Dinge nach solcher Sache weitergehen können. Weshalb ich Ioana weiterhin aus Pitești anrief. Sie aber war, wann immer ich anrief, nicht zu Hause, und ihre Eltern sagten stets, sie wüßten nicht, wo sie sei und wann sie zurückkäme. Es war sonnenklar, was sich da abspielte. Ich aber, ein echter Jugendlicher mit Durchblick und bovarysch veranlagt, wie ich war, fand mich plötzlich mitten in einem Text von Eliade wieder.

Die Hölle hatte sich in ein Mysterium verwandelt und war mit einem Mal interessant geworden. Und mit ihr mein Leben.

Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner



© Dan Perjovschi.